Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 79 (1992)

Heft: 7-8: Sprachsituation - Sprachwandel - Sprachfähigkeiten (1)

Artikel: Wie muttersprachliche Fähigkeiten in den Mittelschulen eingeschätzt werden

Autor: Mayor, Guy André

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-530781

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie muttersprachliche Fähigkeiten in den Mittelschulen eingeschätzt werden

Guy André Mayor

SchülerInnen sind in ihrem Sprachgebrauch spontaner geworden. – Der genaue oder raffinierte Gebrauch von Sprache ist nach wie vor ein Problem. – LehrerInnen werden als (positive oder negative) sprachliche Vorbilder von den SchülerInnen wahrgenommen. – Dies drei herausgepickte Ergebnisse aus Interviews und Umfragen bei MittelschullehrerInnen und -schülerInnen, die im Rahmen des Nationalfonds-Projekts «Sprachfähigkeiten» durchgeführt wurden. Mehr darüber im Beitrag von Guy André Mayor.

1. Einleitung

Bei den im folgenden aufgeführten *Beurteilungen der muttersprachlichen Fähigkeiten von Maturandinnen und Maturanden* handelt es sich, das sei mit Nachdruck gleich zu Beginn hervorgehoben, um ‹*Deutungen*› von Sprachfähigkeiten (vgl. dazu Abschnitt 2 bei Nussbaumer und Sieber im nächsten Heft der «schweizer schule»), d.h. um *Einschätzungen* sprachlicher Fähigkeiten durch Lehrpersonen und durch betroffene SchülerInnen selbst.

Dass solche oftmals durch tradierte Perspektiven und vorgefasste Meinungen eingefärbten Einschätzungen die Wahrnehmung konkreter Leistungen erheblich beeinflussen können, haben wir, obwohl das ‹Zürcher Textanalyseraster› zu genauerem Hinsehen und zum Erfassen von Qualitäten zwingt, in unserer eigenen Analysearbeit an Texten gemerkt.

Auch im Hinblick darauf dürfte es aufschlussreich sein, die hier referierten Einschätzungen mit den tatsächlichen Untersuchungsergebnissen (Nussbaumer/Sieber und Hanser in Heft 9/92) zu vergleichen.

Zunächst stelle ich die Auswertungsergebnisse von acht *Intensivinterviews* mit LehrerInnen an unseren beiden Schwerpunktmittelschulen Kantonsschule Reussbühl, Luzern, und Kantonsschule Wetzikon, Zürich, vor;

dann die Ergebnisse einer *Umfrage* bei rund 350 Lehrpersonen aller Fachrichtungen an 32 ausgewählten Mittelschulen aus der deutschen Schweiz;

und schliesslich eine *Zusammenstellung* der Selbsteinschätzungen, die über fünfzig MaturandInnen von Reussbühl und Wetzikon in vierzehn Interviews formuliert haben.

Aus Platzgründen kann hier lediglich eine arg geraffte Zusammenfassung angeboten werden; die ausführliche Darstellung wird in unserem Buch (Angaben bei Nussbaumer/Sieber in Heft 9/92) publiziert.

2. Die Intensivinterviews mit GymnasiallehrerInnen

Was – im Vergleich zur unter Ziffer 3 dargestellten Umfrage – bei der Auswertung der Interviews sofort auffällt, ist einerseits die *weit positivere Einschätzung,* andererseits die *Relativierung der eigenen Wahrnehmung und Beurteilungsgrundlage.* Die LehrerInnen sowohl der sprachlich-historischen als auch der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachrichtungen, die wir in voneinander gesonderten Gruppen interviewt haben, geben von sich aus zu bedenken, dass das *Feststellen von Veränderung* im sprachlichen SchülerInnen-Verhalten in erster Linie auf eine *Veränderung der LehrerInnen-Wahrnehmung* zurückzuführen sein könnte. So räumen etwa die befragten LehrerInnen der mathematisch-

naturwissenschaftlichen Fächer ein, dass ihr eigenes Sprachbewusstsein mit zunehmender Unterrichtserfahrung erweitert worden sei und sich dadurch die Anforderungen an die sprachlichen Leistungen der SchülerInnen verändert bzw. erhöht hätten.

Insgesamt könne, dies ist der Grundtenor der Nicht-NaturwissenschaftlerInnen, *keine Rede davon sein, dass die Sprachfähigkeiten der SchülerInnen abgenommen hätten;* es sei um deren Sprache im Gegenteil weit weniger schlimm bestellt als aufgrund der höheren MaturandInnen-Quote, der Informations- und Bilderflut, der Computersprache und der Dialektwelle befürchtet werden könnte.

Ausnahmslos *alle* befragten Lehrpersonen stellen fest, dass die SchülerInnen gegenüber früher – dh. vor zehn bis zwanzig Jahren – *spontaner* seien, sich, auch im Umgang mit den LehrerInnen, «nicht mehr so normiert und angepasst» verhielten, vermehrt auch untereinander kommunizierten und insgesamt den Mut hätten, sich überhaupt auszudrücken.

Während aber die LehrerInnen der nichtnaturwissenschaftlichen Fächer diesen Umstand ausschliesslich positiv zu beurteilen scheinen, finden einige LehrerInnen der naturwissenschaftlichen Fächer, der Sprachgebrauch der SchülerInnen sei demzufolge «legerer» und weniger substantiell.

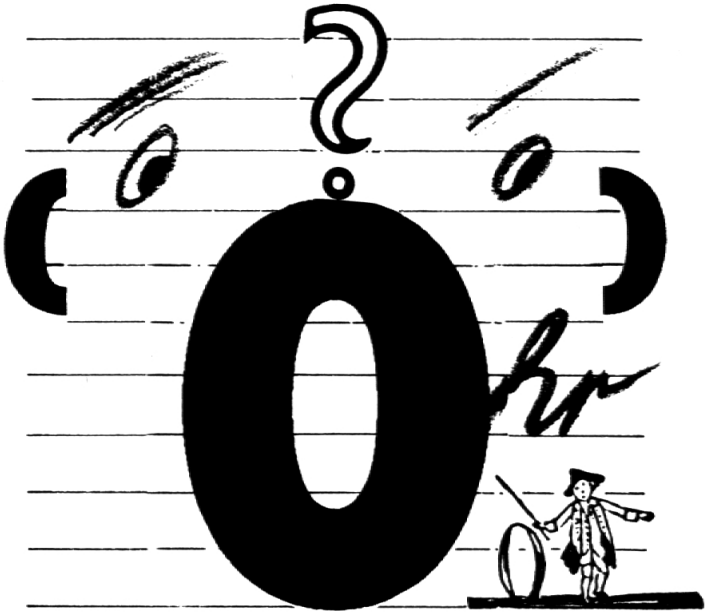
Unterschiede zwischen NaturwissenschaftlerInnen und Nicht-NaturwissenschaftlerInnen zeigen sich insbesondere in der Einschätzung der schriftlichen Fähigkeiten der SchülerInnen und dementsprechend in den gestellten Anforderungen.

Wenn auch, sagen etwa die Nicht-NaturwissenschaftlerInnen, die SchülerInnen keineswegs «schlechtere» Texte schrieben als ihre Vorgängergenerationen, so sei doch der genaue oder gar raffinierte Gebrauch von Sprache nach wie vor ein Problem. Und obschon Aufsatzschreiben bei vielen SchülerInnen erstaunlich hoch im Kurs sei und aufgrund des Wegfalls mehr oder weniger fester Textmuster originellere Texte entstünden, bekundeten die SchülerInnen oft *Schwierigkeiten mit dem Aufbau* ihrer Texte, tendierten dazu, eine ausdrückliche *Gliederung* zu vermeiden, setzten lieber Pfeile als Konjunktionen, vernachlässigten gliedernde *Satzzeichen,* zählten auf, statt stringent zu verknüpfen und täten sich mit *pronominalen Anschlüssen, Vergangenheits- und Konjunktivformen* schwer.

Demgegenüber scheinen sich die LehrerInnen naturwissenschaftlicher Fächer vor allem für zwei Aspekte schriftlicher Texte zu interessieren: für deren *Verständlichkeit* und *formale Korrektheit.* Sie stellen, wenn auch zurückhaltend, eine sinkende Tendenz hinsichtlich orthographischer und grammatikalischer Sicherheit fest und sind der Ansicht, vermehrte Spontaneität und Ungezwungenheit im kommunikativen Verhalten allgemein führten in den schriftlichen Texten zu geringerer Normorientiertheit (Näheres dazu bei Hanser in Heft 9/92).

Sprachliche Mängel seien häufig – das sagen auch Nicht-NaturwissenschaftlerInnen – kein Indiz für mangelhafte sprachliche Fähigkeiten, sondern für *fehlende Normakzeptanz,* oder – weniger polemisch – Ausdruck einer *veränderten Einstellung zu sprachlichen Normen* insbesondere im Bereich der Schriftlichkeit.

Die VertreterInnen der nicht-naturwissenschaftlichen Fächer scheinen der Sprache und dem sprachlich Machbaren gegenüber



grundsätzlich skeptischer eingestellt zu sein als die LehrerInnen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Die unterschiedliche Auffassung von dem, was Sprache leisten könne und zu leisten habe, schlägt sich denn auch in verschiedenartigen *Anforderungen* nieder.

Während die mathematisch-naturwissenschaftlich orientierten LehrerInnen Sprache weitgehend auf ihren instrumentellen Kommunikationsaspekt reduzieren und dementsprechend von den SchülerInnen vor allem *reproduzierend-darstellende Fertigkeiten* erwarten, versuchen die sprachlich-historisch ausgerichteten LehrerInnen ihre SchülerInnen eher zu eigenem Reflektieren auch über Sprache und sprachlich Vermitteltes anzustiften und begünstigen tendenziell – mehr oder weniger bewusst – *produzierend-schildernde, persönliche Stellungnahme erfordernde Fähigkeiten.*

Es darf mit guten Gründen angenommen werden, dass sich die verschiedenartigen Auffassungen davon, was Sprache zu leisten habe, nicht nur in Anforderungen, sondern darüber hinaus in einem entsprechend ausgerichteten *Sprachgebrauch der LehrerInnen selbst* niederschlagen, der *von den SchülerInnen, zumindest in den jeweiligen Fächern, mehr oder weniger stark übernommen* wird. Die Vermutung, der *Sprachgebrauch der SchülerInnen* und deren Einstellung zur Sprache seien – jedenfalls in bezug auf ihr *schulisches* Reden und Schreiben, um das es ja in unserem Zusammenhang ausdrücklich geht – ein *direkter Reflex des Sprachgebrauchs* und der Einstellung zur Sprache *ihrer LehrerInnen,* wird in den SchülerInnen-Interviews, ohne dass danach gefragt worden wäre, explizit bestätigt. Ein Teil der sprachlichen Mängel und Qualitäten ist also, muss gefolgert werden, lehrperson-induziert.

3. Die Umfrage bei MittelschullehrerInnen

Die Erhebung schliesst an eine früher durchgeführte und ausgewertete Umfrage im Auftrag der Schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz an, bei der in Erfahrung gebracht werden sollte, wie Dozentinnen und Dozenten der deutschsprachigen *Universitäten* der Schweiz die muttersprachlichen Fähigkeiten (Hochdeutsch) ihrer StudienanfängerInnen einschätzen. Bereits bei der Auswertung die-

Kasten 1

In Anlehnung an den Fragebogen für HochschuldozentInnen wurden den LehrerInnen aller Fachrichtungen an 32 ausgewählten Mittelschulen folgende Fragen gestellt:

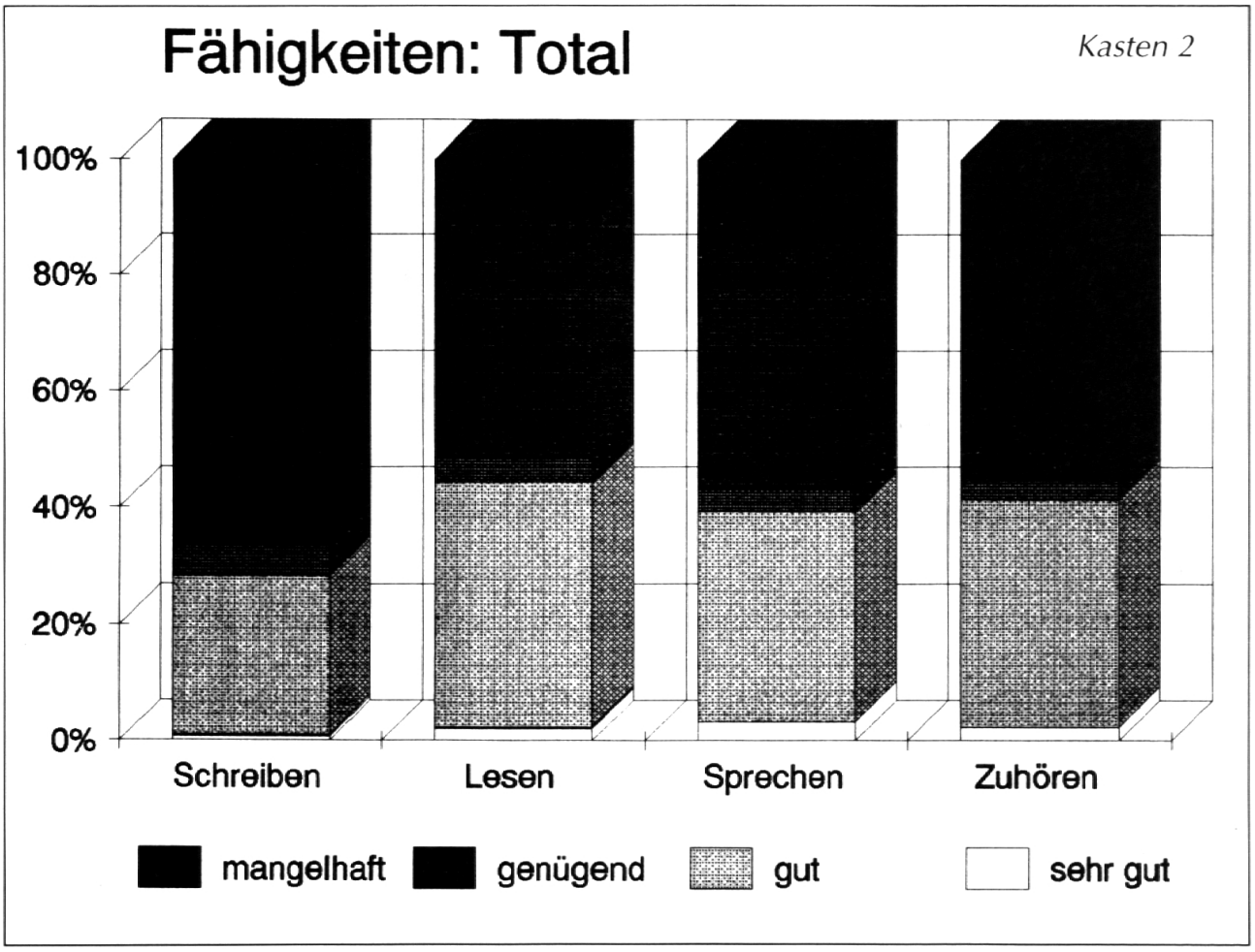
1. Uns interessiert Ihre persönliche Sprachauffassung. Nennen Sie bitte diejenigen Punkte, die für Sie wesentlich zur Sprachfähigkeit gehören.
2. Wie schätzen Sie die sprachlichen Fähigkeiten Ihrer MaturandInnen ein?
3. In welchen Bereichen liegen Ihrer Meinung nach besondere *Qualitäten?*
4. In welchen Bereichen liegen Ihrer Meinung nach besondere *Mängel?*
5. Haben sich die sprachlichen Fähigkeiten in den letzten 10 Jahren verändert?
6. Falls Sie der Meinung sind, die sprachlichen Fähigkeiten seien *besser* geworden: Welche Faktoren sind Ihrer Meinung nach dafür verantwortlich?
7. Falls Sie der Meinung sind, die sprachlichen Fähigkeiten seien *schlechter* geworden: Welche Faktoren sind Ihrer Meinung nach dafür verantwortlich?
8. Wie beurteilen Sie die Fähigkeiten der MaturandInnen, sich im Rahmen schulischer Kontakte in *Mundart* auszudrücken?
9. Wie beurteilen Sie die sprachlichen Fähigkeiten der *Maturandinnen im Vergleich zu den Maturanden?*

ser *ersten Umfrage* zeigte sich, dass die Einschätzungen der sprachlichen Fertigkeiten von StudienanfängerInnen *nicht so negativ* ausfallen, wie aufgrund der häufig auch von HochschuldozentInnen geführten *Sprachzerfallsklage* zu erwarten wäre. Die Fähigkeiten in allen vier Teilbereichen – Schreiben, Lesen, Sprechen und Zuhören – wurden überwiegend als ‹genügend› oder ‹gut› eingestuft.

Im Rahmen unseres Forschungsprojekts *Muttersprachliche Fähigkeiten von Maturanden und Studienanfängern in der Deutschschweiz* wurde eine *zweite Erhebung* durchgeführt, um entsprechende Einschätzungen aus der Sicht der MittelschullehrerInnen zu gewinnen (Kasten 1).

Der *überwiegende Teil* der befragten Lehrerinnen und Lehrer schätzt – wie der Grossteil der UniversitätsdozentInnen – die muttersprachlichen Fähigkeiten der MaturandInnen (Frage 2) im allgemeinen *positiv* ein. Alle sprachlichen Teilfähigkeiten, also Schreiben, Lesen, Sprechen und Zuhören (Kasten 2), sind im Durchschnitt über dem Wert ‹genügend› eingestuft; ein Vergleich der verschiedenen Teilfähigkeiten ergibt ein recht ausgeglichenes Bild. Allerdings fällt «Schreiben» mit einer deutlich schlechteren Beurteilung ab. Dies ist insofern nicht erstaunlich, als diese Teilfähigkeit mehr oder weniger bewusst an (Korrektheits-)Normen ‹gemessen› wird, die objektivierbarer zu sein scheinen und deshalb strenger gehandhabt werden.

Ein etwas differenzierterer Eindruck ergibt sich, wenn man die genannten *Qualitäten bzw. Mängel* (Fragen 3 und 4) auflistet und miteinander vergleicht. Relativ ‹schlecht› schneidet dabei wiederum das Schreiben ab, und zwar zum einen in bezug auf textlinguistisch so schwierig erfassbare Bereiche wie «Genauigkeit bzw. Logik des Gedankengangs», zum andern bezüglich der traditionellerweise der Folgegeneration angekreideten Mängel in «Grammatik, Orthographie und Interpunktion».

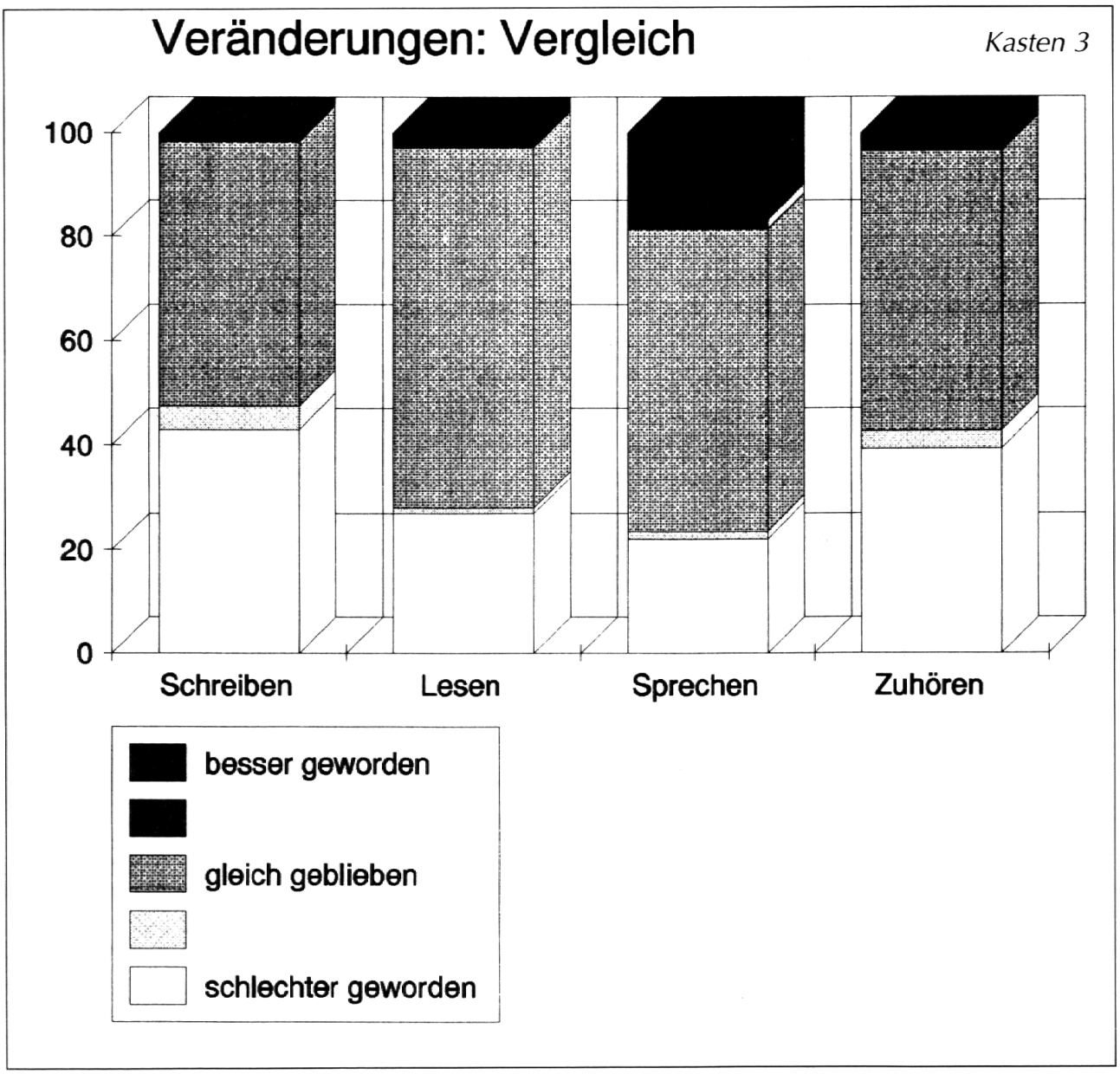


In den Bereichen, in denen deutlich *mehr Qualitäten als Mängel* festgestellt worden sind, führt klar die Spontaneität beim Sprechen, knapp gefolgt von «Argumentation» und «Originalität» beim Schreiben. Eine Einschätzung übrigens, die sowohl durch die Interviews mit Lehrpersonen als auch in der Selbsteinschätzung der MaturandInnen bestätigt wird.

Trotz der insgesamt positiven Beurteilung sind erstaunlich viele von den befragten LehrerInnen, auch wenn die *Mehrheit* von ihnen *keine* signifikanten Veränderungen (Frage 5) auszumachen vermag, der Ansicht, die muttersprachlichen Fähigkeiten der SchülerInnen hätten sich verschlechtert (Kasten 3).

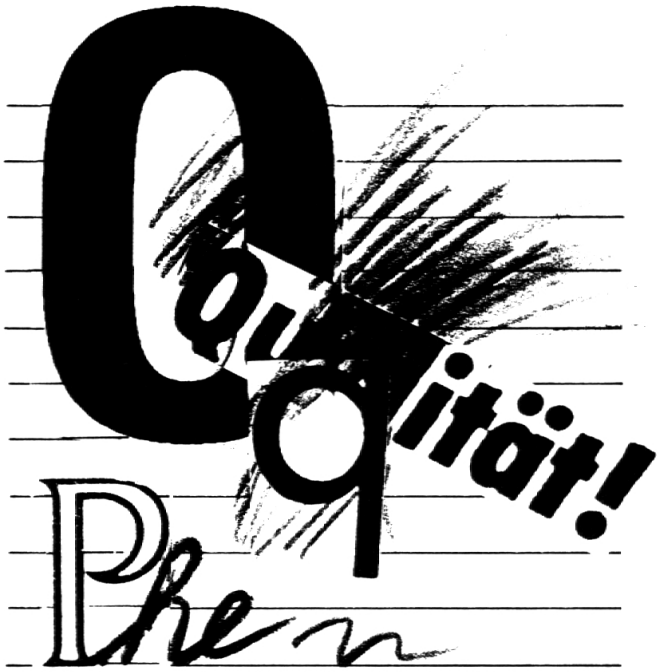
An ‹verschlechternden› Faktoren werden von den vorgegebenen Möglichkeiten – in der Reihenfolge ihrer Gewichtigkeit – genannt: der Einfluss der Massenmedien, die veränderten Lesegewohnheiten, der Wandel sprachlicher Normen, die Vorbereitung in der Volksschule, der veränderte Stellenwert der Mundart, die veränderte Bedeutung der Kommunikation in der Gesellschaft und die Veränderungen im Freizeitverhalten.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass alle Faktoren für eine «Verschlechterung» schul*externe*, die – ebenfalls genannten – Faktoren für eine «Verbesserung» hingegen schul*interne* sind...



Die Fähigkeit der MaturandInnen, sich in *Mundart* auszudrücken (Frage 8), wird von allen befragten Lehrpersonen im Durchschnitt als gut bezeichnet, wobei sich «genügend» und «sehr gut» die Waage halten.

Die muttersprachlichen Fähigkeiten (Hochdeutsch) von Maturandinnen und Maturanden (Frage 9) werden, mit einer leichten Tendenz, *Maturandinnen* als *etwas besser* einzustufen, grossmehrheitlich gleich eingeschätzt.



4. Die Selbsteinschätzung der MaturandInnen

Vielleicht das erstaunlichste Ergebnis, das sich gewissermassen nebenbei ergeben hat, ist die von allen Befragten mehr oder weniger explizit genannte *Vorbildfunktion des täglich erlebten Sprachgebrauchs der Lehrpersonen:* je differenzierter und gewandter eine Lehrperson sich sprachlich auszudrücken vermag, desto grösser scheint die Bereitschaft der SchülerInnen, es ihr – wenigstens in deren eigenem Unterricht – gleichzutun. Eine Lehrperson hingegen, die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Hochdeutschen bekundet, wird nicht nur in der als völlig unangebracht empfundenen Rolle der Kritikerin von «Schülerdeutsch» nicht ernst genommen, sie verliert überdies bei Schülerinnen und Schülern auch einen Teil ihrer fachlichen und methodisch-didaktischen Glaubwürdigkeit.

Die meisten SchülerInnen finden, sie hätten – ausserhalb des Deutschunterrichts, in dem geplantes, sorgfältiges Schreiben und Reden gefordert (und benotet) würden – *eher zu wenig Gelegenheit zu schriftlichem und mündlichem Üben* (vgl. dazu auch Hanser) ihrer Sprachfertigkeiten, weil entweder kein Wert darauf gelegt, keine Zeit dafür eingeräumt oder ohnehin Mundart geredet werde. «Schule», sagt einer der Maturanden, «fördert Schreiben in Stichworten. Der Lehrer vermerkt negativ, wenn man zuviel Worte macht; im übrigen schreiben wir immer unter Zeitdruck.»

MaturandInnen schätzen ihre eigenen sprachlichen Fähigkeiten *weder zu hoch noch zu niedrig* ein: sie sind zwar nicht recht stolz auf das, was sie (schon) können, aber auch nicht sonderlich zerknirscht über das, was sie (noch) nicht können. Ausnahmslos alle sind der Überzeugung, dass ihr *Spracherwerb* mit dem Ende der Mittelschule *keineswegs abgeschlossen sei,* und erhoffen sich von Hochschule und Beruf eine weitere Verfeinerung ihrer Fertigkeiten.

Die Mehrheit von ihnen glaubt, durch Schule und Unterricht vor allem im Bereich der Schriftlichkeit gelernt zu haben, gibt aber gleichzeitig an, in bezug auf *formale Korrektheit* (in Grammatik, Orthographie und Interpunktion) manchmal verunsichert und generell im Mündlichen «besser» zu sein. Als Vorbilder im mündlichen Sprachgebrauch dienen ihnen in erster Linie die, wie sie sagen, wenigen Lehrpersonen, die sich fliessend und angemessen auszudrücken vermögen.

Sprache gilt den MaturandInnen *als Mittel zur gegenseitigen Verständigung und zur sozialen Identifikation* und vermittelt ihnen, sofern sie nicht an eigene oder fremde Sprachgrenzen stossen, ein Gefühl der *Gruppenzugehörigkeit.* Allerdings räumen sie nicht unhäufige *Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Mundart in Hochdeutsch* ein; einige fühlen sich, wie andere erwachsene Schweizerinnen und Schweizer auch, den Deutschen sprachlich, vor allem im Bereich des Sprechens, unterlegen.

Die grosse Mehrzahl der Befragten ist der Überzeugung, sich sowohl mündlich als auch schriftlich ihrem Alter und ihrem Ausbildungsstand entsprechend *angemessen* verständigen zu können und über die erforderlichen Schreib- und Redetechniken weitgehend zu verfügen. Praktisch alle halten sich selbst für gute ZuhörerInnen und für in der Lage, das Wesentliche in einem Text zu verstehen.

Die MaturandInnen gehen, das zeigen insbesondere die Äusserungen zur Sprachverfallsklage, davon aus, dass *Sprache sich verändere,* dass eine *Verlagerung vom Schriftlichen zum Mündlichen* hin stattgefunden und die Sprache heute vor allem der raschen und knappen Informationsvermittlung zu dienen habe. Den Vorwurf, sich schlechter auszudrücken als frühere Generationen, nehmen sie nicht entgegen und versuchen ihn – sorgfältig argumentierend und damit ihre mündlichen Sprachfähigkeiten in beeindruckender Weise unter Beweis stellend – zu entkräften.

5. Zusammenfassung

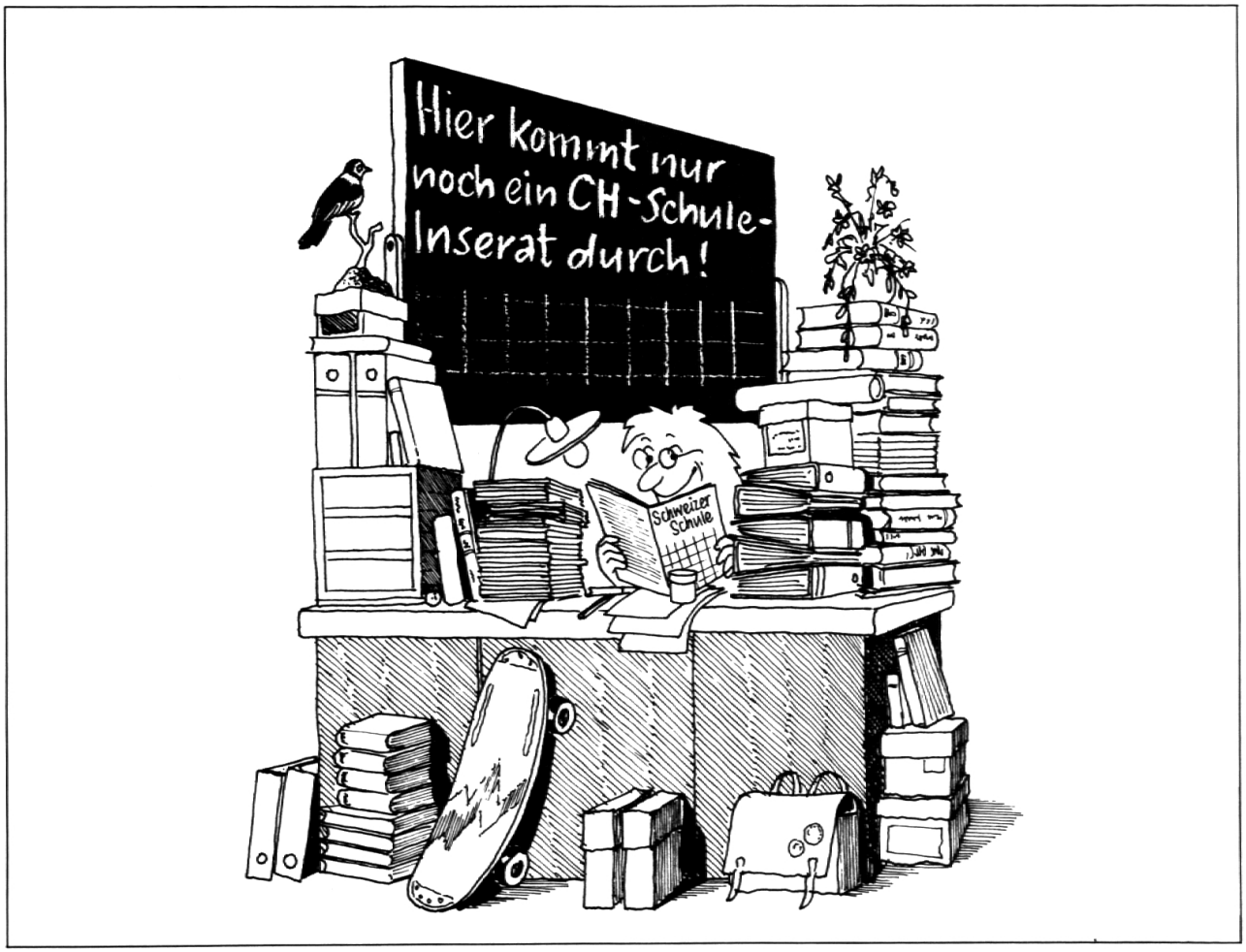
Die drei ausgewerteten Erhebungen, so verschiedenartig deren Aussagen zu einzelnen Aspekten sein mögen, erlauben die Feststellung, dass die sprachlichen Fähigkeiten von MaturandInnen an den Mittelschulen weit *positiver eingeschätzt* werden, als aufgrund der öffentlich geführten Sprachverfallsklage angenommen werden müsste. Übereinstimmend hervorgehoben, wenn auch von den verschiedenen Gruppen je anders gewertet wird die Einsicht, dass eine *Verlagerung vom Schriftlichen zum Mündlichen hin* stattgefunden und, unter anderem als Folge davon, die *Orientierung an festen sprachlichen Normen* sich *gelockert* habe. Dafür seien die MaturandInnen, das sehen diese selber auch so, in ihrem kommunikativen Verhalten, besonders im *mündlichen* Ausdruck, spontaner, freier und offener geworden.

Die am einfachsten zu benennende Schwachstelle scheint für Lehrerinnen und Lehrer (und teilweise für die MaturandInnen selbst) das *Schreiben* zu sein. Dabei zeigen sich, den unterschiedlichen Auffassungen von den Funktionen, die Sprache haben soll, entsprechend, sowohl in der Beurteilung als auch in den Anforderungen deutliche *Differenzen zwischen den LehrerInnen* sprachlich-historischer Fächer und den Lehrpersonen, die mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht erteilen. Während die Nicht-NaturwissenschaftlerInnen, weil sie tendenziell eher komplexere Vertextungsfähigkeiten fordern, Schwierigkeiten bei *Aufbau, Gliede-*

Guy André Mayor, geboren am 7.6.1945 in Genf; studierte Germanistik, Anglistik, Psychologie und Philosophie in Zürich, London und Basel; unterrichtet seit 1967 an Gymnasien, seit 1987 Deutsch und Englisch an der Kantonsschule Reussbühl, Luzern. Publikationen zur zeitgenössischen Kunst und Literatur; seit 1978 im Rahmen der WBZ in der LehrerInnen-Fortbildung (AG Muttersprache Deutsch) tätig.

rung und Verknüpfung der SchülerInnen-Texte sowie Unsicherheit bezüglich der Vergangenheits- und Konjunktivformen diagnostizieren, stellen die NaturwissenschaftlerInnen, die vor allem reproduzierend-darstellende Fertigkeiten erwarten, *Mängel bezüglich der Verständlichkeit und formalen Korrektheit der Texte* fest.

Bedenkenswert an den Aussagen der SchülerInnen selbst ist einerseits ihre *Klage,* sie hätten an der Mittelschule *zu wenig Gelegenheit zu schriftlichem und mündlichem Üben* ihrer Sprachfertigkeiten, weil im Unterricht entweder kein Wert darauf gelegt, keine Zeit dafür eingeräumt oder ohnehin Mundart geredet werde.

Und andererseits ihr ausdrücklicher Hinweis auf die *Vorbildfunktion des täglich erlebten Sprachegebrauchens der Lehrpersonen.* Mit anderen Worten: die SchülerInnen reden und schreiben in der Schule so, wie sie es von ihren eigenen LehrerInnen vorgemacht erhalten. Also, mit Verlaub, in nicht allzu wenigen Fällen eher schlecht als recht.

Die weitgehend zum Lippenbekenntnis verkommene Forderung, jeder Unterricht habe auch Sprachunterricht zu sein, verbirgt eine Binsenwahrheit: *Jeder Unterricht ist Sprachunterricht.* Guter oder weniger guter. Und immer mit Folgen.